Vermiſchte
proſaiſche Aufſätze.

Ueber Naturgenuß.

Vierter Nachtrag.

Von dem Wohlgefallen an menſchlicher Schönheit.

Unter allen Formen und Geſtalten, die wir in der Natur antreffen, giebt es unſtreitig keine edlere und ſchönere, keine, die ſo hohen äſthetiſchen Genuß gewährt, als die menſchliche. Es iſt möglich, daß es ferne von unſerm ſublunariſchen Planeten, in andern Provinzen von Gottes unermeßlichem Weltalle noch ſchönere, edlere Formen und Geſtalten giebt; allein dieſe liegen auſſer dem Kreiſe unſerer Erfahrung, und können erſt alsdann ein Gegenſtand unſerer Erkenntnis werden, wann uns einſt vielleicht in einer glänzendern Periode unſeres Daſeyns das Anſchauen derſelben gewährt wird. Auch

in Hinſicht auf ſeine äuſſere Geſtalt kündigt ſich der Menſch als Bild Gottes auf Erden, als das gottähnlichſte Geſchöpf an, dem die ganze übrige Natur zu huldigen verbunden iſt. Wenn daher der griechiſche Künſtler, Götter zu bilden, ſich unterwand: ſo konnte er, wenn er ihnen auch übrigens einen noch ſo erhabenen Charakter gab, doch keine edlere ſchönere Geſtalt beilegen, als die menſchliche, und dem ſpäteren Künſtler blieb ſogar zur Darſtellung des Gottes der Götter keine andere Geſtalt übrig.

Freilich hätte ſich der Künſtler eine Darſtellung des höchſten Weſens aus dieſem Grunde niemals erlauben ſollen. Aber wenn er die ſeligen Geiſter des Himmels in dieſer edelſten unter allen uns bekannten Geſtalten erſcheinen läßt: ſo verdient er darüber um deſto weniger Vorwürfe, da der Sohn Gottes, das ausdrucksvolleſte Ebenbild des großen Unſichtbaren, ſelbſt in Menſchengeſtalt unter den Menſchen gewandelt hat, und eben dadurch der erhabenſte Gegenſtand der bildenden Kunſt geworden iſt.

Wenn wir die Schönheit der Menſchengeſtalt in der Vergleichung derſelben mit andern Formen und Geſtalten in der Natur

erheben: ſo betrachten wir dieſe Menſchengeſtalt überhaupt und im Allgemeinen, ohne auf die verſchiedenen Menſchenracen, unter welche die Naturforſcher alle Bewohner der fünf Welttheile geordnet haben, und ohne auf ſo viele andere Verſchiedenheiten unter den Menſchen Rückſicht zu nehmen. Der Neger, der Mexikaner der Sineſer, der Bewohner der Freundſchaftsinſeln, iſt eben ſowohl Menſch, und hat eben ſowohl Menſchengeſtalt als der Europäer, und dieſe Menſchengeſtalt übertrift in ihrem unverkrüppelten Zuſtande alle andere uns bekannte Geſtalten an Schönheit. Inſofern iſt menſchliche Schönheit alſo nicht das ausſchließende Eigenthum einer gewiſſen Menſchenrace, eines gewiſſen Völkerſtammes; ſondern das Eigenthum der ganzen Menſchheit. Dieſes darf uns aber keinesweges hindern, die Menſchen auch unter einander und miteinander zu vergleichen, in dieſer Vergleichung den einen ſchön, den andern minderſchön, den dritten wohl gar häßlich zu nennen, und ſie noch einem möglichſt vollkommenen Ideal und Regelbilde in Abſicht auf Schönheit zu beurtheilen. Philanth iſt ein leidenſchaftlicher Liebhaber von Tulpen. Die Tulpe — ſpricht er bei jeder

Gelegenheit — iſt eine wunderſchöne, vortrefliche Blume. Ob er Recht habe, ſie allen übrigen Kindern Florens vorzuziehen, darüber wollen wir nicht mit ihm ſtreiten. Genug, wir müſſen es ihm einräumen, daß die Tulpe in der That eine ſchöne vortrefliche Blume ſey. Mehrere Beete ſeines Blumengartens ſind mit dieſer ſeiner Lieblingsblume beſetzt, und ſiehe! ſie belohnt jetzt den Fleiß, den er an ihre Wartung verwandt hat. Ihre ſchönen Kelche haben ſich eröffnet, und ſein Auge weidet ſich mit Wolluſt an dem Anblicke ihrer Pracht und ihrer mannichfaltigen Farben. Aber warum gräbt er ſo viele derſelben aus ſeinen Beeten heraus, und giebt ſie dem Untergange Preis? — Sie entſprechen ſeinen Anforderungen in Abſicht auf Schönheit nicht; ſie ſind zu tief unter dem Ideal, welches er ſich von einer ſchönen Tulpe gebildet hat; ſie tragen die von Kennern feſtgeſetzte Merkmale der Schönheit nicht an ſich. Sie ſind — ſagt er — nicht ſchön, und geben auch keine Hoffnung, im künftigen Frühlinge ſchöner zu blühen.

Unſre Ideale von menſchlicher Schönheit ſind allemal aus der Natur geſchöpft.

Daß die Natur nie eine vollkommen ſchöne Menſchengeſtalt hervorgebracht habe, und nie eine ſolche hervorbringen könne, läßt ſich wohl ſchwerlich beweiſen. Denn, ſo ſelten ſie auch ſeyn mögen, ſo giebt es doch Menſchen, denen wir es nicht abſprechen können, daß ſie ſchön, ſehr ſchön ſind, und wir leſen Beſchreibungen von ſchönen Menſchen, die faſt nichts weiter zu wünſchen übrig laſſen. Wer vermag es zu behaupten, daß die Natur nie ein paar Schritte mehr thun, und das Ziel der Vollkommenheit erreichen konnte. Inzwiſchen iſt es freilich gewiß, daß die Natur nicht manches Meiſterwerk dieſer Art geliefert hat, und jemals liefern wird, und daß ſelbſt die minder vollkommenen Schönheiten nie ſehr häufig waren und es auch nie ſeyn werden. Nie wird die Gelegenheit zum äſthetiſchen Genuß menſchlicher Schönheit ſo häufig, als die Gelegenheit zu ſo vielen andern äſthetiſchen Genüſſen ſeyn, worin uns die Natur ſchwelgen läßt. Die Natur hat bei der Bildung menſchlicher Körper mehrere Zwecke, denen die Schönheit bald mehr bald weniger aufgeopfert werden muß. Sie hat überdies mit mannichfaltigen Hinderniſſen zu kämpfen, die theils in dem Zuſammenhange

der Dinge überhaupt, theils in der menſchlichen Freiheit gegründet ſind, und wodurch es ihr in den meiſten Fällen unmöglich gemacht wird, vollkommene Menſchenkörper hervorzubringen. An den Bildhauer und Mahler machen wir daher mit Recht weit höhere Forderungen als an die Natur. Er wird weder durch Mehrheit der Zwecke — dann ſein höchſter Zweck bleibt doch immer die Schönheit — noch durch ſo zahlloſe unüberwindliche Hinderniſſe, in ſeinen Schöpfungen beſchränkt. Es iſt daher natürlich, daß die Kunſt minderſparſam in der Hervorbringung ſchöner Menſchengeſtalten ſeyn muß, als die Natur. Einen ſehr ſchönen Menſchen pflegen wir eben deswegen bildſchön zu nennen. Er iſt ſo ſchön, wollen wir ſagen, als ob ſeine Geſtalt nicht das Werk der Natur, ſondern ein Meiſterwerk bildender Kunſt wäre.

Minder ſelten erblicken wir, wenn wir geübten Schönheitsſinn haben, in der Natur die menſchliche Schönheit theilweiſe. Und an einer Menſchenfigur, die genug zu wünſchen übrig läßt, gewährt uns doch oft der Anblick eines ſchönen Geſichtes, eines ſchlanken Wuchſes, oder einer wohlgebildeten Hand

und eines wohlgebildeten Fußes nicht geringes Vergnügen. Polyklet nahm daher zu ſeiner Statüe, die nachmals den griechiſchen Künſtlern zur Regel diente, ſein Vorbild nicht von einem einzelnen, ſondern von mehreren menſchlichen Körpern, und aus den daran wahrgenommenen vollkommenen Theilen, die er mit Einſicht und mit Geſchmack zu einem ſchönen harmoniſchen Ganzen zu vereinigen wußte, bildete er eine Menſchengeſtalt, die alle Menſchengeſtalten, welche er in der Natur antraf, in Hinſicht auf Schönheit weit hinter ſich ließ. Polyklet wählte den einzigen möglichen Weg, um ſich über die Natur zu erheben, den Weg der Nachahmung mit weiſer Wahl.

Auf jedem andern Wege würde er nie ein ſo vortrefliches Kunſtwerk hervorgebracht haben, und ſeine Statüe würde nie Regel und Muſter für die ſpäteren griechiſchen Künſtler geworden ſeyn. Dieſe, von der Natur ſelbſt mit Genie und Kunſttalent reichlich begabt, nutzten Polyklets Regel, aber gewiß nicht als ſklaviſche, ſondern als freie Nachahmer, die ihren beſondern Zweck nie aus den Augen verlohren, und die Natur ſelbſt ſorgfältig zu Rathe zogen. Und

ſo entſtand eine Menge von Kunſtwerken, deren Ueberbleibſel uns immer noch am ſicherſten lehren können, was menſchliche Schönheit ſey.

So ſind die Natur und die Antike die einzigen Mittel, wodurch wir zu richtigen Vorſtellungen und zu einem würdigen Ideal von menſchlicher Schönheit gelangen können.

Aber wie verſchieden ſind nicht die Urtheile der Menſchen über menſchliche Schönheit? Was dem einen wohl ſchmeckt, iſt dem andern zuwider. Scheint es mit dem Geſchmacke in der höhern Bedeutung des Wortes nicht eben ſo zu gehen? Jede Nation hält diejenige Menſchengeſtalt für die ſchönſte, die in ihrem Schooße als die ſchönſte erſcheint. Der Morgenländer hat daher ganz andere Vorſtellungen von menſchlicher Schönheit als der Abendländer. Nichts kann widerſprechender ſeyn, als die Urtheile, die unter verſchiedenen Völkern über die Schönheit gefället werden. Selbſt unter einem und demſelben Himmelsſtriche fallen dieſe Geſchmacksurtheile ſehr verſchieden aus.

Man darf, um ſich davon zu überzeugen, nur auf die Geſpräche Acht haben, die darüber geführt werden. Eine und die-

ſelbige Perſon wird von dem einen für eine hohe Schönheit, von dem andern für eine ſehr mittelmäßige, und von dem dritten für gar keine Schönheit gehalten. Es gab vielleicht nie eine erträgliche Menſchengeſtalt, die nicht irgend ein Verliebter ſchön geprieſen hätte. Mancher Ehrenmann iſt in der Ueberzeugung ſelig, daß er die ſchönſte Frau in der Stadt, wohl gar im Lande habe, wenn gleich niemand weiter von dieſer auſſerordentlichen Schönheit ſpricht. Und wie oft lächelt eine Mutter auf ihre Wechſelbälge mit Wohlgefallen herab, und danket dem Himmel, daß er ihr ſo ſchöne Kinder gegeben habe? Iſt bei dieſer Verſchiedenheit der Meinungen auch an eine Allgemeingültigkeit der Geſchmacksurtheile über menſchliche Schönheit zu gedenken? —

Tiefſinnige philoſophiſche Unterſuchungen über die äſthetiſche Beurtheilungskraft wären hier wohl ſchwerlich am rechten Orte. Ich bemerke daher zur Widerlegung jenes Einwurfes nur folgendes. Alle Verſchiedenheit der menſchlichen Meinungen hat es bisher nicht vermogt, uns um unſern Glauben an Wahrheit zu bringen: warum ſollte uns dieſelbe in unſerem Glauben an Schönheit wankend

machen? Irrthümer entſpringen dort und hier aus den nämlichen Quellen, und nur wenigen Auserwählten iſt es vergönnt, dieſe Irthümer glücklich zu vermeiden, und ſich einer richtigen Erkenntniß der Schönheit, wie der Wahrheit zu freuen.

Unſere Ideale von menſchlicher Schönheit ſind aus der Natur geſchöpft. Je weniger der Menſch alſo Gelegenheit hat, die höhere Schönheit in der Natur ſelbſt, oder in der nachgeahmten Natur zu erblicken; deſto weniger darf es uns befremden, wenn er, in Ermanglung eines brauchbaren Regelbildes, falſche Urtheile über die Schönheit fällt. Wir nehmen ohne hinreichende Prüfung ſo manche falſche Meinung an, und es fällt uns in der Folge ſchwer, eine ſolche tiefeingewurzelte Meinung wieder fahren zu laſſen. Warum ſollten ſolche Vorurtheile nicht auch unſere Vorſtellungen von menſchlicher Schönheit verfälſchen? So weiß ich mich ſehr gut zu beſinnen, daß mir in meiner frühern Jugend ein kleiner Fuß ſo ſehr als eine Schönheit empfohlen wurde, daß ich mich nicht enthalten konnte, die Schönheit eines kleinen Fußes zu bewundern, wenn gleich alles Verhältniß der Grundfläche zu der Höhe des

Menſchen dadurch verlohren ging. In der Beurtheilung menſchlicher Schönheit ſpielen endlich auch unſere Neigungen eine ſehr wichtige Rolle mit. Die uns verhaßte Perſon erkennen wir nicht leicht für ſchön, und die entfernteſte Aehnlichkeit mit derſelben macht uns, vermittelſt einer, uns oft ſelbſt unbekannten Ideenverbindung, nicht ſelten ungerecht in der Beurtheilung der Schönheit anderer Perſonen. Im Gegentheil kann uns die Liebe ſo blenden, daß wir ſelbſt das Fehlerhafte und Häßliche an einem Menſchen ſchön finden. So liebte Carteſius ein ſchielendes Mädchen, und fand ſeitdem alles Schielende ſchön.

Je mehr der Menſch alle ſeine Anlagen und Seelenkräfte harmoniſch entwickelt und ausgebildet hat; deſto mehr ſind wir auch berechtigt, ein richtiges Urtheil über Schönheit von ihm zu erwarten. Die Meinungen derer, die auf der unterſten Stufe der Kultur ſtehen, oder nur eine ſehr einſeitige Bildung genoſſen haben, kommen hier alſo nicht in Betrachtung. Aber das Urtheil derer, die auf der höchſten Stufe des Geiſtes und des Geſchmacks ſtehen, muß uns um deſto wichtiger ſeyn. Dieſe ſagen es uns aber

mit einer Stimme, daß die Griechen nicht allein die erſten Muſter in den ſchönen Künſten, ſondern auch die vorzüglichſten Kenner der menſchlichen Schönheit waren, und daß menſchliche Schönheit, inſofern ſie in Statüen, denen das Kolorit fehlt, erſcheinen kann, nach den Marmorbildern der Alten beurtheilt werden muß. Sehr wohlthätig iſt es daher in Anſehung des guten Geſchmacks, daß man die Kunſt erfunden hat, von dieſen Marmorbildern Abgüſſe in Gyps zu machen, die denſelben vollkommen ähnlich ſind, und ſo jene Meiſterwerke der Kunſt zu vervielfältigen. Billig ſollte nicht allein jede Mahlerakademie, ſondern auch jeder bedeutende Ort, eine auserwählte Sammlung ſolcher Gypsbilder beſitzen, und zur äſthetiſchen Erziehung und zur Beförderung des guten Geſchmacks anwenden. Statt ſo vieler unbedeutenden Zierrathen, auf welche in den Häuſern der Reichen oft beträchtliche Summen verwandt werden, ſollten wir in denſelben häufiger die Abgüſſe der ſchönſten Antiken antreffen, um durch fleißige Betrachtung derſelben über Formen und Verhältniſſe richtiger urtheilen zu lernen. Wenn dann noch überdies die Zeichenkunſt für eben ſo noth-

wendig zu einer guten Edukation gehalten, eben ſo allgemein gelehrt, und mit eben ſo vielem Fleiße erlernt würde, wie z. B. die Muſik: ſo würde richtige Beurtheilung der menſchlichen Schönheit bald minder ſelten ſeyn.

Um über Menſchengeſtalten richtig und vollſtändig urtheilen zu können, müſſen wir dieſelben unverhüllt und nackend erblicken. Die Einwohner von Kroton ſandten auf ſein Verlangen dem Zeuxis ihre ſchönſte weibliche Jugend, damit er durch Beſchauung derſelben in den Stand geſetzt würde, das Bild einer Helene, welches ſie von ihm begehrt hatten, in möglichſter Vollkommenheit und Schönheit zu mahlen. Die Schönen von Kroton trugen alle kein Bedenken, ſich dem Künſtler nackend zu zeigen. Aber nur fünfe unter ihnen fand er zu ſeinem Zwecke brauchbar; die übrigen ſchickte er zurück. Wenn Zeuxis unter uns lebte: unſere Schönen würden, ohne eben die Schönen von Kroton an Sittſamkeit zu übertreffen, die Anmuthung, ſich ihm nackend zu zeigen, mit Recht für unbeſcheiden und entehrend halten. Andere Zeiten und Länder; andere Sitten. Wenn der deutſche Mahler eines weiblichen Modells bedarf, muß er ſich gewöhn-

lich mit Kreaturen aus der niedrigſten Klaſſe des andern Geſchlechts begnügen, deren unterſcheidender Charakter die Schamloſigkeit iſt. Unſere Begriffe von Wohlanſtändigkeit verbieten es, daß ſich der Menſch dem Menſchen, und zwar vorzüglich dem Menſchen vom andern Geſchlechte nackend zeige. Auch bei den richtigſten Erkenntniſſen von menſchlicher Schönheit ſind daher unſere Urtheile über die Schönheit ſolcher Menſchen, die wir in der wirklichen Welt antreffen, ſehr mangelhaft. Nur über die unbekleideten Theile können wir ein ſicheres Urtheil fällen. Die Form der bekleideten können wir faſt nur muthmaßen. Wäre die Kleidung jedesmal dem Kunſtgeſchmack angemeſſen, und ließe ſie die Form derſelben mehr oder weniger durchſcheinen: ſo könnten unſere Muthmaßungen ſich der Gewißheit mehr nähern. Aber auch das iſt nicht. Der Modegeſchmack übt ſeine Tyrannei, und übt ſie nirgends unumſchränkter, als unter dem ſchönen Geſchlechte, aus. Viele Schönheiten menſchlicher Geſtalten werden dadurch unſerm Auge entzogen; aber wir bleiben auch mit dem Anblicke manches Fehlerhaften verſchont, deſſen Wahrnehmung ſehr oft un-

ſer Vergnügen über Perſonen vermindern würde, deren unbekleidete vortreflichgebildete Theile, und deren ſchlanker Wuchs uns das Geſtändniß entlocken: ſie ſind ſchön.

Wenn von menſchlicher Schönheit überhaupt die Rede iſt: ſo denken wir uns den Menſchen, ohne Hinſicht auf Geſchlechtsverſchiedenheit, in den Jahren der völligen Körperreife, ohne dadurch behaupten zu wollen, daß es nicht auch ſchöne Kinder und Greiſe gebe. Denn offenbar erſcheint der menſchliche Körper alsdann in der größten Vollkommenheit, wenn ſeine Jugendblüthe ſich völlig entfaltet, wenn jeder Theil ſich völlig ausgebildet, wenn jede ſeiner Kräfte ſich möglichſt entwickelt hat. In dieſem Zeitpunkte iſt er, was er ſeyn kann, und was er ſeyn ſoll. Früher hin erblicken wir ihn erſt in der Annäherung zu dieſer Vollkommenheit, und ſpäterhin erblicken wir ihn in einer allmähligen traurigen Entfernung von derſelben, auf dem Wege zu ſeiner Zerſtöhrung. Die Schönheit, welche zwanzig, höchſtens vier und zwanzig Sommer erlebt hat, ſtrahlt in ihrem vollkommenſten Glanze. Sie kann aber in Menſchengeſtalten auf eine ſehr mannichfaltige Art erſcheinen. Es

wäre möglich, daß das ganze Menſchengeſchlecht mit höherer Schönheit prangte. Dennoch könnte ſich ein Menſch eben ſowohl von dem andern verſchieden, und als Individuum zeigen, wie jetzt. Ein Mahler, der das Schöne richtig zu beurtheilen und meiſterhaft darzuſtellen weiß, kann tauſend verſchiedene Menſchenfiguren aus ſeinem Genie und aus ſeinem Pinſel hervorgehen laſſen, deren jede das Lob der Schönheit verdient. Dabei iſt es denn freilich nicht wohl anders gedenkbar, als daß die eine Schönheit der andern mehr oder weniger nachſtehen müſſe, wenn gleich der Kenner ſich oft in einer weit größeren Verlegenheit befinden ſollte, wie einſt Paris, als er unter drei Göttinnen die ſchönſte auswählen, und ihr als Schiedsrichter den goldenen Apfel, als den Preis der Schönheit zuerkennen ſollte. Aber bei dem allen iſt wahre Schönheit, wie die wahre Tugend, deren irdiſcher Abglanz ſie zu ſeyn ſcheint, doch nur eine.

Nicht für die Eingeweihten in die Myſterien der Natur und der Kunſt; ſondern für die Liebhaber des Schönen und Guten, die über die Haupterforderniſſe der menſchlichen Schönheit noch wenig oder gar nicht

nachgedacht haben, mögen einige Bemerkungen darüber hier am rechten Orte ſtehen.

Das vornehmſte Erforderniß zur menſchlichen Schönheit iſt unſtreitig Schönheit der Geſtalt. Inſofern dieſelbe ein aus verſchiedenen Theilen beſtehendes Ganze ausmacht gehört dazu nicht allein Richtigkeit und Schönheit der Verhältniſſe; ſondern auch Richtigkeit und Schönheit der Form des Ganzen überhaupt und der einzelnen Theile.

Die Verhältniſſe eines menſchlichen Körpers ſind richtig, wenn die verſchiedenen Theile, die zu dem Ganzen gehören, ihre angemeſſene Größe, ſowohl in Anſehung ihrer Länge, als ihrer Breite und Dicke haben. Die Verhältniſſe, wie wir ſie in der Natur an den menſchlichen Körpern, auch an unverkrüppelten, antreffen, ſind oft ſo fühlbar unrichtig, daß es keiner großen Uebung der äſthetiſchen Beurtheilungskraft bedarf, um dieſe Unrichtigkeiten wahrzunehmen. Selten wird uns in der Natur ein Kopf vorkommen, der in Vergleichung mit dem übrigen Körper zu klein erſcheint, deſto häufiger erregt ein zu langer, ein zu breiter, ein zu plumper Kopf unſer Mißfallen. Die Naſe, die Augen, die Ohren ſind häufig zu

groß; aber doch auch nicht ſelten verhältnißwidrig klein. Wir ſehen Hälſe, denen man kaum ein Halstuch anlegen kann, und die den Kopf nicht gehörig über die Schultern erheben; hingegen ſehen wir andere, die ſo lang ſind, daß man ihnen bequem ein halbes Dutzend Halstücher anlegen könnte, und durch welche der Kopf allzuweit vom Körper entfernt wird. Der eine hat eine ſo ſchmale Bruſt, daß wir uns faſt nicht enthalten können, ihm die Lungenſucht zu weiſſagen; bei dem andern hingegen iſt die Bruſt allzubreit. Mancher weibliche Buſen iſt offenbar zu voll, hingegen iſt mancher auch mit allzuſtiefmütterlicher Kargheit von der Natur ausgeſtattet. Weder am allzuhagern noch am allzugemäſteten Menſchen iſt ein richtiges Verhältniß der Länge gegen die Breite und Dicke ſeines Körpers gedenkbar. Das Haupt und der Rumpf pflegen die eine, die Schenkel und Beine die andere Hälfte eines erwachſenen Menſchen von richtigen Verhältniſſen auszumachen. Iſt jene größer als dieſe: ſo bekommt der Menſch dadurch ein faſt komiſches Anſehen, ſobald er vom Stuhle aufſteht. Iſt hingegen dieſe länger, als jene: ſo bekommt ſeine Geſtalt dadurch et-

was Erhabenes, welches aber mit einem unbedeutenden Kopf ſehr unangenehm kontraſtirt. Plumpe Hände und Füße verunſtalten manches ſonſt ſchöne Frauenzimmer. Wenn wir aber ohne Vorurtheil über menſchliche Schönheit urtheilen: ſo werden wir gewiß auch nicht unbedingt jede kleine Hand, jeden kleinen Fuß loben. Denn Hände und Füße können im Verhältniß gegen den ganzen Körper auch allzuklein ſeyn. Zu allen dieſen Bemerkungen über Richtigkeit und Unrichtigkeit der Verhältniſſe bedarf es keiner vorzüglichen äſthetiſchen Bildung. Es giebt aber freilich auch Mängel, die minder auffallend und nur demjenigen bemerklich ſind, der in vertrauter Bekanntſchaft mit den Geſetzen der Verhältniſſe lebt, und nur dieſer nimmt die völlige Uebereinſtimmung mit denſelben mit innigem Vergnügen wahr.

Richtige Verhältniſſe ſind indeſſen noch keine ſchönen Verhältniſſe. Menſchen von vollkommen richtigen Verhältniſſen dürften in der Natur vielleicht ſo ſelten nicht ſeyn; aber ſchöne Verhältniſſe finden wir deſto ſeltener. Man pflegt den Kopf oder die Geſichtslänge als Maßſtab anzunehmen. Eine Figur von mehr als acht Köpfen, oder zehn

Gesichtslängen, und von weniger als sechs Köpfen, oder acht Gesichtslängen hat keine schönen Verhältnisse mehr. Jene ist zu schlank, und diese hat ein zusammengedrücktes, bäurisches Ansehen.

Es ist bekannt, daß die griechischen Künstler in Ansehung der Richtigkeit sowohl, als in Ansehung der Schönheit, sich auf die Gesetze der Verhältnisse vollkommen verstanden. Es fehlt an Ausmessungen nach den noch vorhandenen Meisterwerken derselben zwar nicht. Es würde aber, wie ich glaube, sehr zweckwidrig seyn, meine Leser mit denselben zu unterhalten. Man kann alle diese Ausmessungen auswendig wissen, und doch unfähig seyn über Richtigkeit und Schönheit der Verhältnisse zu urtheilen. Die Erkenntniß dieser Ausmessungen hat allerdings ihren Werth, besonders für den Künstler. * Aber die Hauptsache ist doch die, daß wir unsere Augen an schönen Gestalten üben, und uns an einen richtigen Blick gewöhnen.

Die richtigsten und schönsten Verhältnisse machen indessen die menschliche Gestalt

* Hagedorns Betrachtungen über die Mahlerei XXXV. XXXVI.

noch nicht ſchön. Richtigkeit und Schönheit der Formen ſind eben ſo weſentliche Erforderniſſe. Ein Zeichner der ſich auf die Verhältniſſe vollkommen verſteht, aber keine Begriffe von Form, und keinen geläuterten Geſchmack in Anſehung derſelben hat, wird nie eine ſchöne Menſchenfigur zum Vorſchein bringen. Die Natur iſt in der Bildung ihrer Formen ſehr häufig inkorrekt. Wir bemerken an den menſchlichen Körpern, die wir in der Natur antreffen, Erhöhungen und Vertiefungen, Aus- und Einbiegungen, die in der weſentlichen Beſchaffenheit und Beſtimmung des Ganzen ſowohl, als der einzelnen Theile, nicht nothwendig gegründet ſind. Aber noch häufiger fehlt ihren Formen die Schönheit, die durch dieſe ſanften, wohl zuſammenhängenden Umriſſe, durch dieſe Angenehme Ründungen der Theile, durch dieſe dem Auge ſo wohlthuenden Wellenlinien, die die Oberfläche begränzen, und durch dieſe harmoniſchen Verbindungen der einzelnen ſchönen Theile zu einer ſchönen Form des Ganzen unſern Beifall, und unſere Bewunderung erhält. Es würde ein vergebliches Unternehmen ſeyn, die Erforderniſſe zu richtigen und ſchönen Formen auseinander ſetzen,

und deutlich beſchreiben zu wollen. Die Natur und die Antike müſſen unſere Lehrerinnen werden, und dieſe rufen dem Liebhaber des Schönen zu: komm und ſiehe!

Wenn aber auch Schönheit der Geſtalt das Haupterforderniß der menſchlichen Schönheit bleibt; ſo kann uns doch dieſelbe nur unter Marmor- und Gypsbildern für den Mangel eines ſchönen Kolorits ſchadlos halten; nicht aber in der wirklichen Welt, wo unſer Auge ſich am Anblicke des ſchönen Lebens weiden will. Ich will hier nicht von widernatürlichen Ausſchlägen und Flecken der Haut reden, die die Karnation vieler Menſchen verderben. Dieſes ſind zufällige Fehler, die durch die Kunſt des Arztes mehrentheils verbeſſert werden können. Es giebt eine häßliche und unangenehme Farbe des Geſichtes und der Haut, die keiner merklichen Verbeſſerung fähig iſt, und für dieſe hält uns die ſchönſte Geſtalt nicht ſchadlos. Es giebt eine Kupferfarbe des Geſichtes, eine ohne merkliche Verſchiedenheit der Tinten ſich über das ganze Geſicht ausbreitende Röthe, ein häßliches eckelhaftes Gelb, eine widrige Schwärze, die wir nicht anders als mit Misfallen wahrnehmen kön-

nen. Dahin gehört auch jene Todesbläſſe, jene Entfärbung der Lippen, und das Erloſchene der Augen, was von einem hohen Grade der Entnervung und der innerlichen Zerrüttung des Körpers zeugt; denn nur die Farbe der Geſundheit iſt ſchön. Wangen, auf denen Roſen blühen, deren herrliches Inkarnat durch allmählige Abſtufungen, und durch verſchiedene Tinten ſich ins Weiſſe verliert, Lippen die in Purpur getaucht ſind, und Augen aus denen ſanfteres oder lebhafteres Feuer blitzt, ſie mögen übrigens blau oder ſchwarz ſeyn; ſchwarze braune oder blonde Locken, die um einen weiſſen Hals herſpielen, — werden nie aufhören ein Gegenſtand des Wohlgefallens und des Vergnügens zu ſeyn. Ausſchlieſſende Geſchmacksurtheile ſind indeſſen auch hier des Kenners unwürdig. Es kann in verſchieden ſchönen Geſichtern die größte Verſchiedenheit des Teint ſtatt finden, und dabei doch jedes durch ein angenehmes harmoniſches Farbenſpiel entzücken. Man kann bei blonden Haaren eben ſo wohl als bei ſchwarzen und braunen das Lob der Schönheit verdienen. Und im Wettſtreite des ſchwarzen und des blauen Auges, dürfte das eine vielleicht eben

ſo oft, als das andere, den Preis der Schönheit davon tragen.

Zur Berichtigung und Verfeinerung unſeres Geſchmacks in Anſehung dieſes Erforderniſſes zur menſchlichen Schönheit, dient das Studium der ſchönen Natur, die im Kolorit überhaupt, und in der Karnation ins beſondere, unübertreffbar, ja unerreichbar iſt. Das Studium der Mahlerei und die Betrachtung der Werke groſſer Koloriſten, die ſich durch Darſtellung des ſchönen Nackenden berühmt gemacht haben, mag damit verbunden werden.

Wäre der Menſch bloß, oder doch hauptſächlich Körper: ſo würden Schönheit der Geſtalt und des Kolorits den Begriff von menſchlicher Schönheit erſchöpfen, und uns beim Anblicke deſſelben nichts weiter zu wünſchen übrig laſſen. Aber der Menſch iſt ſeinem edleren Theile nach über die Sinnenwelt erhaben. In ſeinem Körperlebt und wirkt ein empfindendes, denkendes, freier Entſchlieſſungen fähiges, zur Erkenntniß der Wahrheit, und zur ſittlichen Vollkommenheit beſtimmtes Weſen. Und dieſes uns unbegreifliche Weſen, welches wir die Seele des Menſchen nennen, iſt es, was

uns mehr, als der Körper intereſſirt. Der Körper wird uns erſt alsdann recht intereſſant, wenn wir ihn als den Spiegel betrachten, worinnen uns die Seele ſichtbar erſcheint. Jene phyſiche Schönheit, die uns bloß durch Geſtalt und Farbe ergötzt, genügt uns nun nicht mehr. Wir wollen mehr als ſie, wir wollen humane Schönheit, wir wollen den ſchönen Ausdruck eines verſtändigen Geiſtes und eines edlen Herzens bei dem ſchönen Menſchen antreffen. Unſere Forderung iſt gerecht; der Menſch muß menſchlich ſchön ſeyn. Verſtand und Herzensgüte ſöhnen uns leicht mit dem Anblicke eines höchſt fehlerhaften Menſchenkörpers aus, und die ſchöne Seele bedarf nicht nothwendig einer ſchönen Hülle, um ein Gegenſtand unſeres innigſten Wohlgefallens zu ſeyn. Aber die vollkommenſte Menſchengeſtalt, die in Abſicht auf Form und Farbe untadelhaft wäre, würde aufhören, ein Gegenſtand unſeres Vergnügens zu ſeyn, ſo bald Dummheit, Charakterloſigkeit und Boßheit ſich in derſelben ſpiegelten. „Häßlichkeit ſoll man dahero, wie Kant ſagt, „keinem Geſichte vorrücken, wenn „es nur in ſeinen Zügen nicht den Aus-

„druck eines durch Laſter verdorbenen Ge„müthes, oder auch einen natürlichen, aber „unglücklichen Hang dazu verräth?“ Und ſo kann auch kein Geſicht das Lob der Schönheit verdienen, wäre es auch übrigens noch ſo regelmäßig gebaut, das von keinen intellektuellen und moraliſchen Vollkommenheiten zeugt, und welches uns in keine ſchöne Seele blicken läßt.

Sokrates pflegte zu ſagen: ein ſchöner Körper läßt hoffen, daß ſich auch eine ſchöne Seele in demſelben befinden werde. Er beſchäftigte ſich daher am liebſten mit jungen wohlgebildeten Leuten. Sokrates ſahe dabei gewiß nicht bloß auf jene phyſiſche Schönheit, die ſich nur in Geſtalt und Farbe zeigt; — denn dieſe kann, wie die Erfahrung lehrt, ſehr wohl mit der verworfenſten Gemüthsart beſtehen; ſondern er ſah gewiß auch zugleich auf humane Schönheit, auf Schönheit des Ausdrucks. Dieſes vorausgeſetzt, wird der Ausſpruch des Weiſen ewig wahr bleiben. Der Menſch, der die ſchönſten Anlagen beſitzt, kann ein Nichtswürdiger werden; aber wird er auch auf dem Wege des Laſters große Fortſchritte machen, wird er ein Sklave dieſer oder

jener unedlen Leidenſchaft werden, wird er in der Befriedigung derſelben eine Fertigkeit erlangen, ohne daß Sittenloſigkeit ſeine Geſichtszüge ändert, und ſich in ſeinem ganzen Weſen zu erkennen giebt? Der Ausdruck einer ſchönen Seele verſchwindet, wo keine ſchöne Seele mehr vorhanden iſt. Im Gegentheil kann Vervollkommnung des Geiſtes und des Herzens nicht lange ohne Einfluß auf die Geſichtszüge und auf die äuſſere Geſtalt des Menſchen bleiben, und muß nothwendig auf Schönheit vortheilhaft wirken.

Die Schönheit erſcheint gewöhnlich im Geleite von zwo liebenden himmliſchen Weſen, die, ſo unähnlich ſie einander auch ſeyn mögen, ſich doch gerne traulich die Hand bieten, um der Schönheit den Sieg über die Herzen der Menſchen zu erleichtern, und ihr die Achtung und Liebe derſelben zu verſchaffen — im Geleite der Anmuth und der Würde.

Es ſey mir erlaubt, das Wort Anmuth hier in der nämlichen Bedeutung zu nehmen, in welcher man das Wort Grazie zu gebrauchen pflegt. Die drei Grazien erſcheinen in den Dichtungen der Alten als drei holde Schweſtern, deren eigentliches Ge-

ſchäft es iſt, ſanfte wohlwollende Empfindungen zu wecken. Sie feſſeln Herzen an Herzen, und ertheilen die köſtliche Gabe einnehmend zu ſeyn. Wir werden alſo unter der Grazie, oder unter der Anmuth in der weiteſten Bedeutung des Worts nichts anders zu verſtehen haben, als dasjenige, was auf unſer Herz angenehm wirkt, was uns für diejenige Perſon, die es beſitzt, einnimmt, was uns ein ſüßes Verlangen nach einer zärtlichen Gemeinſchaft mit derſelben einflößt. Dieſe Grazie iſt etwas von der Schönheit durchaus verſchiedenes. Es giebt ſchöne Menſchen, deren Anſchauen äſthetiſchen Genuß gewährt, und die gleichwohl keinen merklichen Eindruck auf unſer Herz machen. Im Gegentheil giebt es Menſchen, die auf das Lob der Schönheit keinen Anſpruch machen können, denen aber die Grazie den Mangel der Schönheit in einem hohen Grade erſetzt. Es iſt in ihrem Weſen, in ihrem Mienenſpielen, in ihren Gebehrden, in ihrem Gange, in ihrer Sprache, in allem ihrem Thun etwas ſo unausſprechlich angenehmes, einnehmendes, anziehendes, Herz eroberndes, daß man es leicht vergißt, wie mangelhaft ihre

Geſtalt ſey, und ſich durch einen ſanften ſympathetiſchen Zug zu ihnen hingezogen fühlt. Darf ich ſagen, was ich mir unter dieſer Grazie denke? Sie ſcheint mir nichts als der natürliche, zwangloſe harmoniſche Ausdruck einer liebenswürdigen Seele in allen Aeuſſerungen ihres Lebens zu ſeyn. Eine Seele, voll heiliger Unſchuld und ſeligen Friedens; eine Seele, die alles Wahre, Gute und Schöne mit Innigkeit verehret und liebt; eine Seele, deren Neigungen ſich willig an die Forderungen des Sittengeſetzes anſchmiegen; eine Seele endlich, die von ſanften wohlwollenden Empfindungen überſtrömt; und die keine größere Seligkeit zu kennen ſcheint, als die zu lieben und wieder geliebt zu werden: eine ſolche Seele erobert durch Seelenſchönheit der ſanfteren Art unſer Herz, wo wir ſie wahrnehmen. Ihre Erſcheinung in allen Aeuſſerungen des Lebens iſt: Anmuth, auf einer höheren Stufe: Liebreiz, auf der höchſten: himmliſche Holdſeligkeit. Dieſe ächte Grazie iſt unendlich verſchieden von jener Aftergrazie die nur reizt, nur niedrige Begierden entzündet. Sie iſt rein und keuſch, wie die himmliſche Liebe. Sie

iſt auſſerdem das gerade Widerſpiel von allem Steifen, Gezwungenen, Affektirten, Strengen, Rauhen und Disharmoniſchen. Sie iſt für den Liebe bedürfenden Menſchen eine der köſtlichſten Gaben des Himmels. Dem einen wird ſie im Schlafe zu Theil. Die Grazien ſtanden an ſeiner Wiege und weihten ihn zu ihrem Lieblinge. Von dem andern muß ſie mühſam errungen werden. Die Grazien lächeln ihm nicht, bis er ſie durch Opfer ſich geneigt macht. Alles was die Seele verſanftert, und den Körper und alle Glieder deſſelben geſchmeidiger, und zu einer zwangloſen Bewegung geſchickter macht, iſt Mittel ſich ihre Huld zu erwerben. Sie umſchwebt ihre Lieblinge auf jeglichen Pfade, den ſie wandeln, und verſchönert alle, auch ihre geringfügigſten, Verrichtungen. In ihrem Arme ſchlummern ſie; denn auch die Stellung und Lage, und das leiſe ſich regende Leben des Schlafenden kann anmuthig und reizend ſeyn. Sie verläßt ſelbſt ihren entſeelten Liebling nicht, bis die grauſe Verweſung ſie verſcheuchet; denn das Andenken ſeines lieblichen Lebens, ſchwebt noch über ſeinen geſchloſſenen Augenliedern, über

ſeinen entfärbten Lippen, und über ſeinen blaſſen gefaltenen Händen.

Sehr verſchieden von dieſer Anmuth iſt die Würde. Auch dieſe geht nicht allemal nothwendig der Schönheit zur Seite. Es giebt Menſchen, die ſehr ſchön ſind, ohne daß ihr Anblick uns jene ernſteren Empfindungen einflößt, die wir Achtung, in einem höheren Grade: Hochachtung, im höchſten Grade: Ehrfurcht, zu nennen pflegen; während, daß wir bei dem Anblicke anderer Menſchen, die niemand ſchön nennt, uns dieſer Empfindungen nicht erwehren können. Und was iſt es, was dieſe Empfindungen erzeugt? Es iſt das Edle, das Große das Erhabene, das Furchtbarerhabene, was von einer achtungswürdigen Seele zeugt, die im vollen Gottesglanze der höheren Seelenſchönheit ſtrahlt. Eine Seele, die mit einem aufgeklärten, tiefblickenden Verſtande, eine unbeſtechliche Liebe für Wahrheit Rechtſchaffenheit und Tugend verbindet; eine Seele, die durch die Stärke der Vernunft die ſinnlichen Neigungen bändigt, und in der Unterwürfigkeit erhält; eine Seele, die Muth und Kraft in ſich fühlt, für Recht und

Pflicht alles zu dulden und alles zu wagen: eine ſolche Seele ſpiegelt ſich auch in Blick und Mienen, in der Haltung des Körpers, im Gange und in allen übrigen Bewegungen der Glieder, in allen Reden und Handlungen; kurz, in allen Aeuſſerungen ihres Lebens. Dies iſt die wahre Würde, die von der Afterwürde, die der Stolz erkünſtelt, leicht unterſchieden wird. Sie iſt das Widerſpiel von allem Gemeinen und Niedrigen. Es iſt wahr, es giebt eine gewiſſe Erhabenheit, die bloß der Materie eigen zu ſeyn ſcheint. Aber wenn wir die große, erhabene, wohl gar furchtbar erhabene Geſtalt ſorgfältiger beſchaut, und keine Spur von Geiſtesgröße und Seelenſtärke an ihr entdeckt haben; ſo kommt uns ein ſolcher Menſch wie eine Traveſtie vor, wo die geringfügigſten Ideen in den erhabenſten Ausdrücken vorgetragen werden. Ich habe einen Jüngling geſehen, deſſen acht Schuh hohe Geſtalt an den Apoll im Belvedere erinnerte. Aber die Spuren von Armuth und und Kraftloſigkeit des Geiſtes äuſſerten ſich in ſeiner Phyſiognomie und in ſeinem ganzen Weſen ſo unverkennbar, daß ich ihn ohne die leiſeſte Empfindung von Achtung verließ.

Anmuth und Würde ſchlieſſen ſich einander nicht aus; aber ſie ſchränken einander ein. Der höchſte Grad von Anmuth kann freilich nicht mit dem höchſten Grade von Würde, der höchſte Grad von Würde kann freilich nicht mit dem höchſten Grade von Anmuth beſtehen. Aber das Edle verträgt ſich ſehr gut mit jedem Grade der Anmuth, und ſcheint davon faſt unzertrennlich zu ſeyn. Und ſelbſt das Furchtbarerhabene muß durch Anmuth gemildert werden, wenn es uns nicht allzuſehr zurückſchrekken ſoll.

Die menſchliche Schönheit, die wir bisher in ihrer möglichſten Vollkommenheit betrachtet haben, erſcheint ſehr verſchieden, jenachdem das Geſchlecht, das Alter und die Lebensart der Menſchen verſchieden iſt. Das Charakteriſtiſche des Geſchlechts des Alters und der Lebensart darf da durchaus nicht fehlen, wo wir der Schönheit huldigen ſollen. Bei einem Kinde finden ganz andere Verhältniſſe ſtatt, als beim erwachſenen Menſchen; indem der obere Theil ſeines Körpers weit länger, als ſeine Schenkel und Beine iſt. An ſeinem zarten Körper ſind die Muskeln noch kaum

angedeutet. Das Antheil der Kindheit iſt jene Anmuth, die verſorgende Liebe erweckt, deren das ſchwache hülfloſe Geſchöpf ſo ſehr bedarf. Doch können auch Vorzeichen der künftigen Würde aus ſeiner Phyſiognomie hervorleuchten. Dieſes Charakteriſtiſche der Kindheit darf keinem Kinde fehlen, das für ſchön erkannt werden ſoll. Ein Kind, welches einen erwachſenen Menſchen en miniature vorſtellte, könnte unmöglich gefallen, wenn ſeine Geſtalt übrigens auch noch ſo vollkommen wäre. — Die männliche Schönheit iſt Schönheit mit Stärke vereinigt. Der Mann iſt zu höheren und Kühneren Unternehmungen geboren. Er bedarf daher eines feſteren Körperbaues, ſtärkerer Gliedmaßen, und kraftvollerer Muskeln. Weibiſche Zartheit erweckt daher Widerwillen, wenn wir ſie beim Manne wahrnehmen. Dem ſchönen Manne geht deshalb auch lieber die Würde als die Anmuth zur Seite, obgleich auch dieſe ihm ihre Gunſt nicht verſagt. Die weibliche Schönheit iſt Schönheit mit Zartheit verbunden. Eine weichere Haut, zartere Glieder, eine ſchmalere flachere Bruſt, breitere Hüften und Schenkel, ſanftere Ründungen der Theile,

weicher angedeutete Muskeln, verkünden das Weib, verkünden zugleich seine Bestimmung zum stillen häuslichen Leben. Ein Frauenzimmer als Mann gestaltet, kann nie gefallen, wenn sie auch verkleidet den schönsten Mann vorstellen könnte, so lange sie als Frauenzimmer erscheint. Mit weiblicher Schönheit vereinigt sich am willigsten auch die höhere Anmuth, die wir Liebreitz nennen; sie darf aber deshalb nicht auf Würde Verzicht thun. Im schönen Greise erblicken wir die allmählig hinwelkende Schönheit. Die jugendliche Karnation ist verschwunden, die Fülle der Kraft strotzt nicht mehr in seinen Muskeln, die Zeit hat seine Haare gebleicht. Aber auch in diesem allmähligen Hinwelken, welches das Charakteristische des höheren Alters ist, hört die Schönheit nicht auf zu gefallen. Die Grazie verläßt auch den Greisen nicht ganz, aber die Würde ist seine trauteste Begleiterinn. Ein Herkules erscheint in den Werken der Kunst ganz anders, als ein Adonis, und zwischen einem schönen Fürsten, und einem schönen Schäfer wird immer ein merklicher Unterschied statt haben müssen, wenn

die Geſtalt des Menſchen nicht mit ſeiner Lebensart und Beſtimmung in einem unerträglichen Widerſpruche ſtehen ſoll.

Prometheus und der Künſtler.

Prometheus.

Was machſt du da?

Der Künſtler.

Ich bilde aus Thon. — Du lächelſt? Sieht dieſe Geſtalt nicht einem Menſchen ähnlich?

Prometheus.

O ja, einem Menſchen, wie ſie hierunten herumkriechen.

Der Künſtler.

Kann ich anders, wenn mir die Natur nichts beſſeres zeigt?

Prometheus.

Du mußt es in dir ſelbſt ſuchen, dafür biſt du Künſtler. Dein Werk iſt dein Idol. Die Natur darf keines haben. Sie wirft

ihre Produkte aus der Hand, unbekümmert um ihr Schickſal, wenn nur die Gattung nicht untergeht. Was du ſchaffſt, dahinein mußt du dein beſſeres ſelbſt legen, und zwar gereinigt von den Schlacken der Erde, veredelt durch das Feuer einer himmliſchen Begeiſterung. Es muß das Ziel zeigen, zu welchem dein ganzes Geſchlecht ſich erheben könnte, wenn ihm die Flügel nicht gebunden wären. Iſt aber, was du hervorbringſt, Bein von deinem Bein, Fleiſch von deinem Fleiſch, Bild nach deinem Bilde: dann wirſt du beſſer thun, Töpfe zu machen, als Menſchengeſichter. Wenn deine Zeitgenoſſen ſich am Anſchauen des Gemeinen begnügen, ſo dürfen ſie ja nur ſich ſelbſt in ihren Spiegeln begucken.

Der Künſtler.

Nicht jedem iſt es vergönnt, in den Himmel zu ſteigen. —

Prometheus.

Und dort ſein Thranlämpchen anzuzünden — willſt du ſagen. Wahr, in den Himmel ſteigt niemand, und ich ſelbſt war nicht dort, obgleich die Poeten allerlei Ge-

ſchichten von meiner Reiſe dahin zu erzählen wiſſen. Das Ideal einer beſſern Menſchheit iſt keine leere Einbildung. Jeder Menſch, der weiß, warum er aufrecht geht, kann es in ſich ſelbſt finden. Aber dieſes reine äthe-riſche Leben zu verkörpern, nur das in ſeine menſchlichen Formen zu legen, was der Preis einer mühſamen Vollendung iſt, ohne daß es ſichtbar werde, wie ſauer dem Sieger ſeine Krone geworden ſey — dies iſt die ſchwere Aufgabe für die wahre Kunſt. Sie knüpft das Sichtbare an das Unſichtbare, giebt dem Todten Leben, und dem Gemeinen Würde.

Der Künſtler.

Portraite, wenn ſie getreu ſind, haben auch ihren Nutzen.

Prometheus.

Ueberlaß dieſe dem Prediger, und ſey du — Schöpfer oder Töpfer; um doch auch ein Wortſpiel zu machen.

Der Künſtler.

Ideale wirken Kälte.

Prometheus.

Unter Eis- und Schneemenſchen. Aber was kümmert dich dein Jahrhundert? Wer mit der Zeit geht, der kriecht, und du ſollſt — fliegen. Und wie leicht geſchieht's, daß der Strahl, der von einem Meiſterwerke ausgeht, den Nebel zertheilt, in welchem die Menſchen herumtappen. Das Feuer kann lange verborgen unter der Aſche glimmen — ein Hauch wecket es zur Flamme.

Der Künſtler.

Du magſt Recht haben. Aber Fleiſcher und Krämer nehmen keine Wechſel auf die Poſterität an; die Menſchheit ſpendet kein Brod aus, ich muß es beim Bäcker hohlen.

Prometheus.

Wie, du wollteſt vom Baume der Götter pflücken, und beſitzeſt nicht Muth genug, ein Paradies aufs Spiel zu ſetzen? Du mögteſt gerne dem Dienſte der Wahrheit dich weihen, wenn man nicht dabei baarfuß über Dornen gehen müßte; mögteſt gern einen Platz unter Dämonen einnehmen, wenn dir zugleich

ein Stuhl in einer Akademie bliebe? Auf eines mußt du Verzicht thun: bist du ein Freund von Lorbeern um's Haupt und — an den Brühen; so ist dir mein Rath wenig nütze. Bleib, was du bist und laß dich, um nicht mit kahlem Haupte da zu stehen, gegen die Gebühr von ein und dreißig Gulden, sechs und zwanzig Kreuzer zum Dichter oder Trompeter des heil. römischen Reichs krönen.

Schrb r.

Bemerkungen und Maximen.

Fortsetzung.

*

Nicht durch unvorsichtiges Reden allein, sondern auch durch unvorsichtiges Hören sezzen wir uns oft in Gefahr, kompromittirt zu werden.

*

Verschwiegenheit ist die Schutzgöttinn wichtiger Plane und großer Thaten.

*

Den Mann von Ansehen bemerkt der größte Theil der Menschen nur, um Fehler an ihm zu finden. Es ist daher eine der feinsten Lebensmaximen, der Verläumdung mit einer kleinen Thorheit ein Opfer zu bringen. Dadurch wird sie nicht allein mit unsern Vollkommenheiten ausgesöhnt, sondern auch blind gegen größere Fehler.

*

Führe dich, wenn du geschätzt seyn willst, überall mit einer bescheidenen Würde ein;

aber ſuche dich auch in ihr zu behaupten. Dies wird dich nicht allein vor den Beleidigungen des Muthwillens, ſondern auch vor den Demüthigungen des Hochmuths in Sicherheit ſetzen.

*

Dem Kreicher nur ſetzt der Hochmuth ſeinen Fuß in den Nacken. Vom edlen Stolze bettelt er ſelbſt einen gütigen Blick.

*

Wer vor ſeinen Vorgeſetzten kriecht, iſt ſicher Tyrann gegen ſeine Untergebenen.

*

Der menſchliche Geiſt iſt zu Beſchäftigungen, die unter und die über ſeinen Fähigkeiten ſind, gleich wenig geſchickt.

*

Gehemmter Thatendrang iſt die Folter großer Seelen.

*

Die Furchen auf der Stirne des Kummers, ſind nur der Schatten jener tiefern Wunden, an denen das Herz blutet, und, auch noch ſo gut geheilt, bleibt immer eine Narbe von ihnen zurück.

*

Oft floßen Thränen zu Perlen für Kronen der Fürſten zuſammen, und das Blut der Ermordeten färbte ihnen den Purpur.

*

Sattheit iſt das Gift der Freude.

*

Nichts verherrlicht den Weltregierer mehr, als daß der Mißbrauch der Freiheit den Wohlſtand und Zuſammenklang im Allgemeinen ſo wenig ſtöhrt.

*

Die Wolluſt benetzte ihres Bechers Rand mit Honig, füllte ihn mit Wonnetaumel, und Eckel iſt ſeines Bodens Hefe.

*

Der Schwelger lebt, um zu genießen; der Mäßige genießt, um zu leben.

*

Ein böſes Gewiſſen ſchmerzt, wie ein bloßliegender Nerve.

*

Die Aufopferungen, welche der Preis ſind, um den wir unſere Tugend erkaufen, machen uns ihren Werth fühlbar. Und das Intereſſe, welches jedes Herz für ihre ausharrende Gedult fühlt, die ſtille Hochachtung

womit ihr ſelbſt der Böſewicht huldigt, ſtählen den Muth, uns ihre Zeugenkrone zu erringen.

*

Glänzendes Laſter gilt oft den Menſchen für Tugend. Im Stillen wirkende Tugend wird oft mit ſchimpflichen Vermuthungen gebrandmarkt.

*

Jede Leidenſchaft hat beim ganzen Menſchengeſchlechte nur ein Gepräge. Denn in aller Welt ſieht der Neid nicht ſo vergnügt aus, als die Großmuth, und die Unzufriedenheit nicht, als die Geduld.

*

Unſre Glückſeligkeit fängt da an, wo wir ohne Furcht und Reue einen Blick in das Innere unſrer Seele thun können.

*

Erbauung ſoll das Gefühl des Sittlichſchönen und Erhabenen in uns lebhaft erhalten.

*

Wenn die Größe der männlichen Heldenſeele in Unternehmung gefahrvoller Thaten, die Größe der weiblichen Heldenſeele aber im Dulden beſteht: ſo muß die letzte den Vorzug verdienen, weil wir über der Thätigkeit

einen groſsen Theil unſrer Leiden vergeſſen, aber in der Dulderruhe ſie ganz fühlen; in welcher es überdem noch an Zeugen fehlt, deren Beifall ſo viele andere Kräfte zugleich mit in Bewegung ſetzt.

* * *

Die Fortſetzung folgt.